

Kultur, Gesellschaft & Wissen



Lästig, aber zum Glück nicht gefährlich: Läuse breiten sich seit einiger Zeit in der Schweiz wieder vermehrt aus. Foto: Getty Images

Alte Quälgeister sind wieder da

Läuse, Krätze, Tuberkulose, Malaria Sie sind selten geworden, doch die Mobilität der Menschen verhilft den Krankheiten zum Comeback. Fachleute verraten, wie man sich vor ihnen schützt und sie richtig behandelt.

Stefan Müller

In der Schweiz nehmen einst seltene Krankheiten wie Läuse, Krätze, Tuberkulose oder Malaria wieder zu. Vermutet wird ein Zusammenhang mit vermehrtem Reisen und Fluchtbewegungen. Weil diese Leiden hierzulande zum Teil wenig bekannt sind, ist der Umgang damit kaum vertraut. Wir haben zusammengestellt, wie man sich vor ihnen schützt und sie richtig behandelt. Christian Greis, Dermatologe am Universitätsspital Zürich, und die beiden Tropenmedizinerinnen Cornelia Staehelin und Anna Eichenberger vom Inselspital Bern haben uns dabei unterstützt.

— Kopfläuse

Kopfläuse breiten sich seit einigen Jahren in der Schweiz wieder vermehrt aus. Die Übertragung erfolgt oft in Kindergärten und Schulen, wo naher Körperkontakt häufig ist. Über die Kinder können die Läuse dann auf weitere Familienmitglieder übergehen. Die Läuse und ihre Eier (Nissen) sind beim sorgfältigen Absuchen der Kopfhaut und der Haare von blossen Auge zu erkennen. Eine Lupe und ein Läusekamm können beim Aufspüren helfen. Die Tiere halten sich bevorzugt hinter den Ohren und im Nacken auf.

Kopfläuse sind Parasiten, übertragen aber bei uns keine Krankheiten. Die Läuse saugen alle paar Stunden Blut, an der Einstichstelle führt dies oft zu starkem Juckreiz. In Wunden, die durch Kratzen entstehen, können dann Bakterien eindringen und zu einer Infektion führen. Diese rührt aber nicht von den Läusen her. Der Parasitenbefall wird

über mehrere Tage nach einem Schema behandelt, das den Entwicklungszyklus der Kopfläuse berücksichtigt, um die Läuse aller Stadien abzutöten. Geeignete Mittel und Anleitungen sind in Apotheken erhältlich. Einem Befall vorbeugen kann man durch Vermeiden von Haar-zu-Haar-Kontakt, mit speziellen Läuseabwehrsprays oder ätherischen Ölen, die Läuse abhalten sollen.

— Krätze (Scabies)

Wie Ärzte und Ärztinnen berichten, ist in den letzten Jahren die Zahl der Krätze-Fälle gestiegen, sowohl in der Schweiz als auch im Ausland. Krätze (Scabies) ist keine meldepflichtige Krankheit. Genaue Zahlen gibt es dazu deshalb nicht. Die Zunahme kann mehrere Gründe haben. Sicher trägt die generell gestiegene Mobilität dazu bei. Es wird mehr gereist und damit auch häufiger in Hotels und anderen Betten übernachtet.

Die Krätzmilben – winzige Spinnentierchen – können sich nur begrenzt fortbewegen. Damit sie also von einem Wirt auf den nächsten übergehen, muss die zu überwindende Distanz kurz sein. Die Ansteckung mit den Krätzmilben erfolgt deshalb in der Regel durch engen Körperkontakt. Man kann sich aber auch indirekt über ein gemeinsames Sofa oder Bett anstecken. Besonders exponiert für eine Ansteckung sind Menschen, die mehr Körperkontakt mit anderen haben, wie etwa Kinder, aber auch junge, sexuell aktive Personen, die häufig ihre Partner wechseln, sowie Personen, die viel reisen.

Der Befall führt meistens zu starkem Juckreiz, Brennen und Ekzemen an den betroffenen

Der Befall mit Krätzmilben führt meistens zu starkem Juckreiz, Brennen und Ekzemen.

Hautpartien, vor allem nachts und an warmen Körperstellen. Die Tiere leben und vermehren sich in der obersten Hautschicht, wo sie noch Sauerstoff zum Atmen haben.

Die Krätze-Infektion ist also solche nicht gefährlich und gut behandelbar. Lästig ist der Befall mit Krätzmilben dennoch. Von allein wird man die winzigen Spinnentiere in der Haut auch nicht mehr los. Mit Therapien – etwa mit Cremes oder Tabletten – lassen sich die Krätzmilben jedoch beseitigen, wobei in den letzten Jahren zunehmend Resistenzen auf die altbewährten Therapien beobachtet werden. Bei einer Infektion sollte man auch darauf achten, dass man Kleider, Bettsachen und dergleichen gut wäscht, bei mindestens 60 Grad. Nicht waschbare Kleider kann man in einem dicht verschlossenen Plastiksack mindestens vier Tage lang lagern. Zudem sollten sich jeweils auch alle nahestehenden Personen oder Personen aus demselben Haushalt behandeln lassen.

— Tuberkulose

Tuberkulose tritt häufiger in Gemeinschaften auf, die unter Ar-

mut, Unterernährung oder hoher Bevölkerungsdichte leiden. Somit zählen Migrantinnen und Migranten aus Ländern mit schlechten Lebensbedingungen zur Risikogruppe. Auch Personen mit geschwächtem Immunsystem wie HIV-Infizierte oder Menschen, die eine das Immunsystem unterdrückende Therapie benötigen, sind besonders anfällig.

Die typischen Symptome der Lungen-Tuberkulose sind ein chronischer Husten mit manchmal blutigem Auswurf. Tuberkulose kann aber praktisch jedes Organ befallen, und im Krankheitsverlauf treten fast immer Fieber, Nachtschweiss und Gewichtsverlust auf. Die Symptome zeigen sich zunächst oft milde, was die Diagnose erschweren kann.

Tuberkulose wird üblicherweise mit Antibiotika über einen Zeitraum von mindestens sechs Monaten behandelt. Die Behandlung kann schwierig sein. Eine enge Zusammenarbeit der behandelnden Fachleute ist daher wichtig. Gegen Tuberkulose gibt es eine Impfung, die primär Kinder vor schweren Verläufen schützt. Sie ist allerdings in der Schweiz nicht empfohlen. Je früher man eine Tuberkulose entdeckt, desto besser lässt sie sich behandeln. Während der ersten zwei Behandlungswochen muss die erkrankte Person isoliert werden. Alle Personen, die Kontakt mit dieser hatten, sollten sich testen lassen und allenfalls eine präventive Behandlung in Betracht ziehen.

— Malaria

Malaria ist eine tropisch-subtropische Infektionskrankheit, die durch einzellige Parasiten aus-

gelöst wird, übertragen durch die Anopheles-Mücke. In der Schweiz erkranken vor allem Migrantinnen und Migranten oder Reiserückkehrende aus den Risikogebieten. Besonders gefährdet für einen schweren Verlauf sind Kinder unter fünf Jahren, schwangere Frauen und Reisende, da sie keine Immunität gegen die Krankheit aufgebaut haben. Trotz Erfolgen bei der Malaria-bekämpfung nimmt die Krankheit aufgrund des Klimawandels und politischer und wirtschaftlicher Herausforderungen in einigen Gegenden wieder zu. Hinzu kommt, dass die Malaria-Parasiten bei gewissen Therapien resistent reagieren. Das Gleiche gilt für die übertragenden Mücken bei den Insektiziden, die gegen sie eingesetzt werden.

Die Symptome von Malaria können anfänglich mild sein und sind oft nicht spezifisch, was die Diagnose schwierig macht. Sie umfassen Fieber, Schüttelfrost, Kopfschmerzen, Übelkeit und Erbrechen, Muskelschmerzen und -schwäche. In schweren Fällen kann es zu Blutarmut, Gelbsucht, Krampfanfällen, Bewusstseinsstörungen oder gar einem mehrfachen Organversagen kommen.

Die Behandlung hängt von der Art des Malariaparasiten, dem Schweregrad der Erkrankung und dem Alter sowie dem Gesundheitszustand der Patientinnen und Patienten ab. Mit den gängigsten Antimalariamitteln lässt sich die Krankheit recht gut behandeln, wenn frühzeitig begonnen wird. Vorbeugen kann man am besten mit einem guten Mückenschutz in den Risikogebieten und bei Bedarf auch mit prophylaktischen Antimalariamitteln.

TV-Kritik «Tatort»

Er nennt sich Dahmer und filmt sich beim Morden

Die News, dass das Münchner Kultteam Ivo Batic (Miroslav Nemeč) und Franz Leitmayr (Udo Wachtveitl) 2026 nach genau 100 Fällen und 35 Jahren Dienst in Rente gehen soll, hat Anfang Jahr den «Tatort»-Kosmos erschüttert. Ob der Assistent Kalli Hammermann (Ferdinand Hofer), der seit 2014 an ihrer Seite mitermittelt, bleiben wird, ist noch offen. In der neuen Episode läuft er jedenfalls zu grosser Form auf und bekommt im Finale, nach einem Jahrzehnt, von den Kommissaren endlich das Du angeboten.

Die zwei alten Herren (samt wackligem Rauhaardackel) sind froh, dass der junge Schnauer seinen Alleingang überlebt hat, und wir sind es auch: Da wurde in der letzten halben Stunde noch mal kräftig an der Spannungskurbel gedreht. Das Hauptthema von «Schau mich an» ist freilich, wie ein junger Mann, der sich Dahmer nennt – nach dem amerikanischen Serienmörder Jeffrey Dahmer –, sich vom grausamen Töten von Hundebabys an die Ermordung von jungen Frauen heranarbeitet; wie er sich dabei filmt – und wie das Internet auf die blutigen Filme reagiert. Nämlich mit Tausenden von Likes.

Auch Jugendliche zögen sich «den Dreck» ungehindert rein, berichtet Kalli seinen Grufti-Vorgesetzten. Diese schrankenlose, ungesunde Zugänglichkeit von solchem Videomaterial ist eins der Hauptmotive des Films, das mit der Zeit allerdings ein wenig in den Hintergrund gerät.

Von realem Fall inspiriert

Der Regisseur und Drehbuchautor Christoph Stark hat den Kantengang versucht, von der voyeuristischen Lust zu erzählen, ohne sie zu bedienen. Insgesamt ist ihm das gelungen: Immer wieder zeigt der geradezu sachlich gehaltene Film genau so viel Gewalt, dass die Grenze des Nocherträglichen geschrammt wird, aber nur die Fantasie die Brutalität bis ins Letzte weiter-spinnt. Das «Tatort»-Team hat diese Linie im engen Kontakt mit dem Jugendschutz gezogen.

Das sadistische Verhalten vor der Kamera sei wie «der umgekehrte Blick durchs Schlüsselloch», erklärt eine der Tierschützerinnen, die einst auf den Welpenmörder Jagd gemacht hatten. «Jemand schaut auf dich, während du etwas Unvorstellbares, ganz Unbegreifliches tust. Das ist ein sehr intimer, verletzlicher Moment für den Täter, aber auch für den, der zusieht.»

Der Typ mit der Maske hat den Hass von Tierschützern auf der ganzen Welt auf sich gezogen wie seinerzeit Luka Magnotta: Auf diesen echten Fall stützt sich Autor Stark für die Entwicklung seiner Dahmer-Figur. Der Gewalttäter ist abgetaucht, und nur die zerstückelte Frauenleiche in einem Münchner Abwasserkanal gibt einen Hinweis.

«Schau mich an» ist streckenweise ziemlich schrecklich zum Anschauen. Auch sind nicht alle Wendungen dieser Täter- und Voyeurismusstudie wirklich glaubwürdig, trotz der sehr berechtigten Netzwerkkritik. Aber egal: Die Münchner verstehen ihr Handwerk, und man bleibt dran bis zum Schluss.

Alexandra Kedves